

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 8 (1904)

**Artikel:** Auf den Pfaden Suworows [Schluss]  
**Autor:** Fridöri, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-576016>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Gewitterstimmung im Klöntal. Nach dem Gemälde von Balz Stäger, Zürich.

## Auf den Pfaden Suworows.

Historische Skizzen über das Kriegsjahr 1799 von Heinrich Fridöri, Zürich. Nachdruck verboten.

(Schluß).

Der Befehl zum Abmarsch gegen Schwanden wurde erteilt, und in der Nacht auf den 5. Oktober 1799, um ein Uhr morgens, verließen die Russen in aller Stille ihr Lager<sup>\*)</sup>. Auch die tausend gefangenen Franzosen, die man in der Kirche zu Glarus eingesperrt gehalten hatte, wurden von der Vorhut mitgeführt, und bis zum Morgen dauerte der Zug durch Glarus. Vor Netstal war eine Vorpostenkette von Kosaken zur Maskierung des Rückzuges zurückgelassen worden.

Erst mit Tagesanbruch gewahrten die Franzosen die veränderte Situation. Molitor war nicht der Mann, sich lange auf Entschlüsse zu besinnen. Unverzüglich wurde ein Bataillon auf das rechte Linthufer detachiert mit der Aufgabe, sich längs der ennetufrigen Hänge Schwanden zu nähern und das hinter diesem Dorfe auf dominanter Höhe liegende Sool zu besetzen, um die Russen festzuhalten. Molitor selbst mit der Hauptkolonne, sieben Bataillone stark, rückte im Gilmarsch auf der Straße nach Schwanden, wo er auf die russische Nachhut unter Bagration stieß. Das nach Sool dirigierte Bataillon war noch rechtzeitig angekommen, um das auf schmalem Wege in dem Defilee sich

durchzwängende Gros der Russen unter Feuer zu nehmen und in Verwirrung zu bringen.

Im Tal aber hielt russische Arrieregarde stand. Die Rettung des Heeres hing ab vom Gewinn weniger Stunden. Gelbemächtig schlugen die Russen alle Angriffe ab, gingen sogar zur Offensive über und verfolgten die Feinde bis vor Schwanden. Da erschienen auf einmal zwölf frische französische Kompagnien auf dem Schlachtfelde, Truppen von Loison, die vom Schächental über den Klausen marschiert waren. Von zwei Seiten bestürmt, hatte Bagration einen schweren Stand. Die Franzosen erneuerten ihre Angriffe mit Wut; aber erst nach mehrstündigem Widerstande, während dessen das Gros Zeit fand, sich durch das schreckliche Defilee durchzuwinden, zogen die Russen sich vor der Uebermacht zurück nach Engi, wo sie sich nochmals zwei Stunden lang zur Wehre setzten, um dann endlich bei einbrechender Dunkelheit gegen Elm zu weichen.

Von morgens sieben Uhr bis spät in die Nacht hinein hatten die Rückzugsgefechte gedauert, und noch sollten die ermatteten Krieger nicht zur Ruhe kommen.

In der Dunkelheit hatten sich die Franzosen dem russischen Lager bis auf Flintenschußweite genähert und in langer Linie

<sup>\*)</sup> Dr. Otto Hartmann, Der Anteil der Russen am Feldzug von 1799 in der Schweiz. Zürich 1892.

die ganze Talbreite zu beiden Seiten des Serns besetzt; von da beschossen sie wiederholt die Russen und hielten sie in fortwährendem Alarm. „Der Schnee fiel in dichten Flocken; es war nicht einmal Holz vorhanden, um Feuer zu machen. Während der ganzen Nacht waren die Russen auf einen Angriff gefaßt; von jedem Bataillon durfte immer nur ein Teil der Mannschaft abwechselnd ruhen, die übrigen standen unter den Waffen.“

Schon am Tage der Ankunft, nachmittags, war die Avantgarde unter Milardowitsch von Elm aufgebrochen, um den Weg zu suchen über den beschneiten Panixerpaß.

Am 6. Oktober 1799 morgens zwei Uhr folgte auch Suworow mit dem Gros. Erst als man schon eine erhebliche Strecke hinter sich hatte und zum Aufstieg sich anschickte, wurde der Abzug von den Franzosen bemerkt. Ergrimmt darüber, daß ihnen der Gegner, den man zu vernichten gehofft hatte, entgangen war, warfen sie sich mit Ungeflüm auf die Kojakentette, welche die Nachhut bildete. Kämpfend zog sich diese zurück in das Tälchen hinter Elm, das, etwa anderthalb Stunden lang, sanft ansteigend zu Alpweiden hinaufführt.

Der Uebergang des russischen Heeres über den Panixerpaß gehört zu den denkwürdigsten Leistungen in der Kriegsgeschichte.

Der Weg, schon an und für sich beschwerlich, war durch den andauernden Regen und Schneefall zu einer Rinne ausgewaschen worden. Schon unten in dem Tälchen hinter Elm und dann weiter oben, da, wo der eigentliche Aufstieg beginnt, waren viele im Schlamm stecken geblieben, und die von so vielen tausend Menschen und Tieren ausgestampften Pfade waren zu grundlosen Pfützen geworden; in der Höhe wurde der Weg durch frisch gefallenen Schnee vollends unkenntlich. Dichte Nebelwolken umhüllten die Berge und hinderten jede Orientierung. Aufs Geratewohl, bis über die Knie im Schnee, arbeiteten sich die Kolonnen mühsam empor. Offiziere und Soldaten waren halb barfuß. Jeder falsche Schritt kostete das Leben; wer ausglitt, war verloren. Ordnung und Gliederung hatten aufgehört; in regellosen Haufen oder einer hinter dem andern, wie es Natur oder Zufall wollte, keuchte das Heer langsam der Pashöhe zu. Die Elmer, die man zu Führerdiensten gezwungen hatte, entkamen aus Furcht vor der Wache der Franzosen, die ihr Dorf besetzt hielten, und so fehlte jede Direktion.

Oben auf dem Pashplateau, in der Gegend des kleinen Bergsees, verließen sich die planlos herumirrenden Scharen nach allen Richtungen, und es häuften sich die Abtürze von Menschen und Tieren. Da überfiel eine eisige Nacht die Unglücklichen, die schuglos da kampieren mußten, wo sie gerade standen, auf Schnee und Eis. Am Ende ihrer Kräfte erlagen Hunderte den unfähigen Entbehrungen und Leiden, viele erfroren, der Rest schauerte vom Frost geschüttelt dem Morgen entgegen, der noch für so viele der letzte sein sollte.

Schon vor Tagesgrauen brachen die armen Gequälten wieder auf, dem Tale, der Rettung zu. Aber der Abstieg bot ungeahnte Schwierigkeiten. Die Pferde und Maultiere, die ihre Hufeisen längst verloren hatten, glitten aus auf den mit frischem Eis überzogenen Steinplatten und stürzten in die Abgründe. Dreihundert Lasttiere gingen bei diesem Uebergang jämmerlich zugrunde. Erst um die Mittagszeit des 7. Oktober langten die erschöpften Mannschaften des Hauptkorps in schrecklichem Zustande bei dem ärmlichen Dörfchen Panix an.

Die überstandenen Mühsale, der rasende Hunger hatten ihre sittlichen Gefühle ertötet. Sie rissen die Bretter von den Häusern und machten Feuer, um ihre erstarrten Glieder zu erwärmen; sie führten das Vieh aus den Ställen, schlachteten es auf den Wiesen und verzehrten das Fleisch fast roh, sie raubten Decken, Kleider, Leinzeug, Schuhe, um ihre blutenden Füße einzuwickeln und ihre zerschundenen Körper zu decken. Die Einwohnerschaft des Dörfchens war am Bettelstab.

Was vermochte das kleine Panix dem Mieselend entgegenüber? Tausende hungerten nach wie vor und schlepten sich in ihren zerfetzten Uniformen weiter bis ins Rheintal.

General Suworow hatte sich offenbar während des Paßübergangs zur Vorhut begeben; denn er war schon am Abend des 6. Oktobers in Panix eingetroffen und am folgenden Tage nach Lanz abmarschiert. Dahin folgte im Laufe des 8. Oktobers nach und nach das Hauptkorps.

Hunderte von Abgestürzten, von Kranken und Zusammengebrochenen aber bezeichneten im Gebirge den traurigen Pfad,

wo dasammerheer vorbeigezogen. Kein teilnehmend Herz hat ihre verzweiflungsvollen Klagen gehört, keine Mutter ihren letzten Seufzer vernommen.

Am 9. und 10. Oktober lagerte das Russenheer in Chur, wo es endlich Rast und reichliche Verpflegung hatte finden können. Die Soldaten besserten ihre Kleider aus, bekamen Schuhe, sekten ihre Waffen instand und wurden in neue Verbände geordnet.

Am 11. Oktober setzte sich das Heer in Bewegung gegen Mayenfeld und passierte gleichen Tags die Luzistieg, womit es den Boden der Schweiz für immer verließ.

Am 17. Juli 1908 kamen auch wir in die Gegend des Panixerpasses. Wir hatten, vom Albtal kommend, tags zuvor in der „Sonne“ in Glarus logiert, wie die Bären geschlafen und langten heute nach langem March auf den staubbedeckten Straßen des Groß- und Kleintales sonnverbrannt in Elm an. Froh, den Staubwolken entronnen zu sein, in die uns vorbeirassende Omnibusse, mit Türken und Engländern besetzt, so oft gehüllt hatten, als wollten sie der Suworow-Enthusiasten spotten, die weiß wie Müller auf der Straße dahintrotteten, lenkten wir unsere Schritte einem weitergebräunten alten Wirtshause zu, das uns wie ein Typ der Gasthausherrlichkeit vergangener Zeiten anmutete, zum Gasthaus Zentner.

„Woher und wohin des Weges?“ fragte uns der weltkundige Wirt, eine Hünengestalt, mit dem sich gar gut plaudern ließ, und bald floß das Wasserlein der Unterhaltung in der uralten Stube, und es ward uns heimelig zu Mute.

Ob nichts Geschriebenes zu finden sei, vielleicht eine alte Chronik, die Kunde gäbe von dem Russenzuge, fragten wir den Hauswirt.

„Ihr fragt nicht umsonst,“ ließ er sich vernehmen, erhob sich und langte einen altersgrauen Band herunter, eine Hauschronik, die wohl hundert Jahre zählte.

„Es war mein seliger Vater,“ fuhr er fort, „der vor mehr denn siebzig Jahren, ums Jahr 1830, den Eintrag machte über Suworow und jene Schreckenszeit.“

Fortuna lachte uns in Elm wie in Muotatal im „Sirschen“, und mit vielem Interesse lasen wir in dem Manuskript von alt Präsident R. Zentner, in dem uns gesagt ward, wie ums Jahr 1830 der Uebergang der Russen über den Panixerpaß noch in lebhafter Erinnerung der Elmer Bevölkerung stand, da die Großzahl derer, die ihn mitangesehen, noch am Leben war und viele zu erzählen wußten von Episoden aus der Russenzeit. Suworow sei ein altes, ausgemergeltes Männlein gewesen in grauem Mantel und Spizhut, in schärfstem Kontrast zu Konstantin, dem Zarensohn, dessen mächtige Statur fast alle überragte. Ueber die ungebetenen fremden Gäste erzählt die Chronik wörtlich: „Sie fielen über die hiesigen Einwohner her, raubten Speise, Vieh und Kleider, warfen das Heu ab den Ställen für die Pferde und Nachtlager, rissen den Leuten die Kleider vom Leibe und die Schuhe von den Füßen, verbrannten das Holz von Scheunen und Gebäuden und verübten manche Gewalttat. Die Franzosen verfolgten sie bis zur Jäg-Alp, dann kehrten sie wieder zurück...“ An anderer Stelle: „Die als Wegweiser aufgegriffenen hiesigen Leute erzählten, daß die Kosaken auf dem Berge von ihren Lanzen ein Feuer machten, daran sich die Generale wärmten...“ und später: „Noch viele Jahre nachher wurden in weit vom Paße abgelegenen Klüften und Abgründen traurige Leberreste dieses Zuges angetroffen...“ Dann die Stelle: „Einige Feldstücke, welche die Russen bis auf die Jäg-Alp mitnahmen und dann zurücklassen mußten, wurden nach Elm zurückgebracht. Der Schreiber dieser Zeilen ist heute noch im Besitze einer Kanonenkugel von der dahertigen Munition...“

Noch bei einer andern Chronik suchten wir Verweise, bei einer lebenden, und diese war für uns der zweiundachtzigjährige Gensjäger Elmer, in den Gebirgskantonen wohl bekannt als Schütze und Jäger. Eine Prachtsgestalt mit weißem Barte, aber jungem Herzen!

Seit dem Schießen von anno 1844 in Basel habe er an keinem eidgenössischen Schützenfeste gefehlt, und wenn's Gott's Will' sei, so werde er auch 1904 in St. Gallen nochmals zum Stuzer greifen.

„Als ich noch im Mannesalter stand, wie ihr, da gab es keine Stunde im Tage und auch keine in der Nacht, die mich nicht gesehen hätte in den Bergen als Fremdenführer, schwer bepackt bis zu zwanzig Kilo, oder dann als Jäger mit der Flinte. Der Segnes und der Panixer und viele andere im Glarner- und

Bündnerland sind mir alte Freunde, die ich hundertmal begangen mit einem schweren Gemsbock auf dem Rücken. Ich habe viel gesehen und erlebt; doch heutzutage ist es nicht mehr wie vor neunundfünfzig Jahren am Basler Schießen, die Achtzig spassen nicht...

Noch sehr wohl erinnert sich Elmer der Erzählungen über die Russen, die er in seiner Jugend gehört. Ihr Hunger hatte keine Grenzen. Unten im Dorfe schlachteten sie eine Kuh auf einer Wiese und verzehrten die Gedärme roh.

Noch anderes erinnert in Elmer an Suworow, so eine Gedenktafel an einem alten Häuschen an der Straße, in dem er in der Nacht auf den 6. Oktober 1799 Quartier genommen hatte. Im Elmer Schulhaus endlich hängt ein schöner Stahlschild, der Suworow darstellt mit der Fahne in der Hand, anfeuernd zum Kampfe.

Das Gasthaus Zentner hatte keinen Platz für uns, und so siedelten wir zum „Segnes“ über, wo wir recht gut aufgehoben waren und übernachteten.

Ein feiner Regen rieselte, als wir am 18. Juli morgens um halb fünf Uhr reisefertig vor dem „Segnes“ stunden und uns zum Abmarsch ansetzten.

Wir hatten einen Führer mitgenommen; denn es war wohl möglich, daß der Berg sich deckte. Bald aber siegte die Sonne, und als wir, rüstig auschreitend, das Alpentalchen, das hinter dem Dorfe aufsteigt, passiert hatten und Rückschau hielten, lagen lichtübergossen die grünen Weiden und Berglehnen. Doch war's nicht von Dauer. Auf rauhem Pfade, über Stock und Stein gelangten wir zur Jägalp. Da verdüsterte sich der Horizont mit einem Mal, graues Gewölk umflatterte, vom Winde gejagt, die Facken dort oben, die eben noch sich scharf abgehoben in der Bläue.

„Wir haben keinen guten Tag gewählt, der Berg ist zu, bald wird es regnen,“ wandte sich der Führer an uns, indem er besorgt Umschau hielt und uns mit bedeutsamen Blicken musterte, als ob er fragen wollte, ob wir den Uebergang dennoch zu machen gedächten.

Doch von Rückzug konnte nicht die Rede sein. Hatten wir den Gotthard, den Rinzigpaß, den Pragerl überschritten zum Teil im Regen, so sollten Nebel und auch Wassergüsse es nicht vermögen, uns abzuhalten von der Krone unseres historischen Marsches, vom Uebergang über den Panixerpaß. Vorwärts also, der stramme Führer mit bedächtigem Schritt als erster!

Was er vorausgesagt, trat pünktlich ein. Immer dunkler wurde es dort oben, die nahen Felswände umhüllten sich mit wallenden Nebeln, und der Regen rann. Grau in Grau verschwammen Himmel und Felsen, mächtig rauschten die Sturzbäche vom Walenboden her, ihr weißer Gischt durchdrang von Zeit zu Zeit die trüben Schleier. Auf etwa 1600 Meter Höhe schritt der Führer wegab, und wir fanden Schutz in einer niedrigen Sennhütte, die sich an eine steile Halde lehnt.

„Ob wir den Panixer doch bezwingen werden bei dem Wetter, was meint Ihr, Senn?“ „Es sieht übel aus, und oben erst, da wird's so toll blasen, wie ihr es nie erlebt, ihr Herren vom Tale. Doch wird der Uebergang zu wagen sein.“

Wir hatten Milch getrunken in der Hütte, unsere Rockärmel austriefen lassen, und als die Regenschauer etwas weniger frech an die Bretterwand zu peitschen schienen, da hieß es: „Aufbruch!“

Das Weglein war nicht immer sichtbar; im Zickzack, an steinigten Halben windet es sich steil

empor, da und dort durch ein ragendes Stecklein markiert, um das ein Häuflein Steine aufgeschichtet liegt; deren viele aber sind abgebrochen durch die Wucht des Windes oder weggeschleudert worden, weitab vom Pfade.

Der Senn hatte recht: es war übel Wetter und wurde es noch mehr. Die Jägalp, das Loch, der Oberstafel lagen unter uns, auch Walenboden, ein steiniger Absatz, zu dem wir hinaufgeklettert waren, durchnäßt vom Regen und durchnäßt vom Schweiß. Kalte Windstöße folgten sich rasch, und als wir hinausblickten grad vor uns zu den Schneewächtern der „Gurgel“, einer Mulde, die eingezwängt liegt zwischen den schroff abfallenden Wänden des Rinkenkopfs und einem Absturz gegenüber, da schossen schwarz wie die Nacht, wie aus einem Riesenschlote wirbelnde Wolkensegen hervor und verdichteten sich zur ungeheuern Wand.

Es wurde dunkel um uns her, und es gab Augenblicke, da wir den Uebergang nicht möglich glaubten. Dazu goß es auf uns hernieder unaufhörlich, pfeifend suchte der Wind sich einen Ausweg aus dem schauerlichen Engpaß und drohte, uns den Atem zu nehmen.

Da begriffen wir, wie nie zuvor, was in dem Herzen des greifen Suworow vorgehen mußte, als er sein Heer in dieser Wüste sah und, wie die Elmer Führer berichteten, ob der Jägalp lange auf einem Steine gesessen und verzweiflungsvoll hinaufgeschaut zu der „Gurgel“, die auch heute noch etwas Schreckhaftes hat. Da wird es auch gewesen sein, daß er, wie Milutin berichtet, in seine grauen Haare griff und sich zu seinem Stabe wandte mit Tränen in den Augen, weil er sein Heer verloren glaubte. Wohl nur die Gewißheit, daß ein Zurückgehen sicheres Verderben brächte, vermochte den Soldaten den Mut zu geben, unter den denkbar ungünstigsten Umständen so Unglaubliches zu vollbringen.

Der Himmel hatte es doch gut mit uns gemeint. Als wir zum Seelein kamen, etwa 2300 Meter hoch, verzog sich das Gewölk mit einem Schlage, die Nebel verslogen, gegen das Glarnerländchen hin hellte es auf, und die Sonne schien wieder und warf ihre Strahlen bis hinauf zum träumenden Bergsee auf dem Panixerpaß.

Das Seelein lag noch im Schnee gebettet; vereist war der Pfad, und an einer besonders deutlichen Bruchstelle schätzten wir die Schneetiefe auf drei Meter.

Wer hätte einen solchen Witterungsumschlag zu hoffen gewagt? Erleichtert und frohen Herzens erklommen wir die letzte Schneehalde und waren oben auf dem Paßplateau, dem höchsten Punkte, 2407 Meter über Meer. Es war halb zehn Uhr. Bei der verfallenen Schirmhütte hielten wir an und kampierten



Bundesfeier der Schweizer in Tanloi bei Saigon (Indo-China).



hinter einer Mauer, um Schutz zu finden vor dem scharfen Wind. Wie schade, daß man das längst eingestürzte Steinhäuschen nicht wieder aufgebaut hat! Wie mancher müde Wanderer wäre dankbar, wenn er darin, vor Regen und Wind geborgen, Rast halten könnte vor dem langen Abstieg! Wir ließen uns die Militärkonserve schmecken und gossen ein paar Flaschen hinterdrein zur Stärkung des Gemüts. Der stämmige Führer, Mathis Zentner von Elm, ein junger Mann, ganz Sehne vom Scheitel bis zur Sohle, freute sich mit uns und lobte den guten Tropfen. Dann aber lugte er scharf umher, ob sich nicht Bergwild zeige; denn er ist auch Gemsjäger, und im Herbstmonat, zur Jagdzeit, wird er bewaffnet in den Bergen streifen.

Welcher Beleuchtungs-contrast, fast nicht zu glauben! Hinter uns, über der Gegend von Elm und dem Pabaußstieg erglänzen Alpen und Berge im Sonnenlicht, blau thront der Himmel über den nahen Bergriesen, deren blendendes Weiß am Horizonte abstricht.

Links vor uns, südöstlich, dehnen sich auf stundenlanger ferner Lehne mächtige Weiden, von sonnigem Dunst umschleiert und mit zahllosen Hütten bedeckt. Grad vor uns aber, gegen Süden, da liegt es schwer und pechschwarz auf den Bergkloffen; wilde Nebel wogen auf und nieder und verdecken uns ihre Kämme; nur dann und wann ragt eine dunkle Spitze aus dem Gewirr der Wolken wie ein Gespenst und verschwindet wieder, in treibende Nebel getaucht.

Ein paar Schritte unterhalb der Mauertrümmer der Schirmhütte lehnt an einer Felsenplatte zur Erinnerung an Suworow eine Gedenktafel, wie auf dem Kinzig- und dem Pragelpaß; vor kurzem lag sie wohl noch unsichtbar im Schnee begraben, er reicht auch heute bis zu ihrem untern Rand. Grad nebenan ragt aus Schneewasser, das ein Seelein bildet, ein hohes Kreuz mit einem Blechschild; der verwitterten Zeichen Sinn zu erfahren, war aber umsonst. „Panixerpaß“ wird es heißen sollen.

Es ist kalt hier oben, und der Wind bläst scharf. Auf dieser nämlichen Stein- und Schneewüste kanipten in der eifigen Nacht zum 7. Oktober 1799 viele tausend Russen. Wie viele aber sind nie mehr aufgewacht und schlafen unter diesen Steinen den ewigen Schlaf!

„Leb' wohl, Panixer!“ hieß es auch für uns. Es geht dem Rheintal zu. An einer jähem Schieferhalde wird der Abstieg etwas schwierig: auf schlechtem Pfade, kaum fußbreit, gehts im Zickzack einem Tälchen zu, durch das ein Bergbach fließt. Ueber Geröllhalden und steinbefähte Alpenweiden talwärts, bald auf schmalen Bändchen, Mann hinter Mann, bald bergauf, grad aus

und wieder in die Tiefe, auf weichem Rasen oder holperigem Wege, an steiler Berglehne oder mitten durch eine Alpwiese.

Wir waren eine Stunde weit gegangen, als wir zu einem Brücklein kamen, von dem wir schauernd hinunterblickten zu einer gähnenden Felsenschlucht, in die, wohl zwanzig Meter hoch sich überstürzend, der Bergstrom niederdonnert. An dieser Stelle muß es gewesen sein, da in der Morgenfrühe des 7. Oktobers so viele Russen in die graufige Tiefe stürzten. Ahnungslos, so wird erzählt, seien die Nachfolgenden in der Dunkelheit vorwärtsgewankt — der Ausruf der abstürzenden Kameraden erstarb im Tosen des Wasserfalls — bis zu der Stelle, wo auch sie verschwanden. . .

Auf Kreuzegg, einer Alp mit schönem Ausblick auf halbem Wege gegen Panix, verabschiedeten wir unsern wackern Führer und eilten auf recht angenehmen Wegen dem weltverlorenen Dörfchen Panix zu. Im „Panixer Paß“, einem Wirtshäuschen mit wahren Festungsmauern, hielten wir Einkehr und opferten schweren Noten zu Ehren unserer glücklich durchgeführten Suworowtour, die heute, am siebten Tage nach unserer Abreise, zu Ende ging.

Im Dörfchen Panix gedenkt man noch mit Unwillen der Oktobertage, da die Russen wie die Räuber über die armen Bewohner herfielen und sie ausplünderten. Erst vor drei Jahren, erzählte uns der mitteiltsame Wirt, sei die letzte Schuld getilgt worden, die anno 1799 hatte gemacht werden müssen infolge jener Ausraubung durch russische Soldaten. Neben dem Gasthäuschen lesen wir auf einer Tafel an einer Bauernhütte „Suworow, 6. zum 7. Oktober 1799“. Hier übernachtete der greise Führer, als er mit der Vorhut spät abends Panix erreicht hatte.

Das Wetter hatte sich nicht zum Bessern gewendet: trübes Wolkengedöns verhüllte die Aussicht, und es drohte zu regnen.

So schieden wir von Panix und marschierten zum letzten Mal „auf den Pfaden Suworows“ nach Lanz im Rheintal, dem Endziel unserer Reise. Dort nahm uns die „Krone“ in sorgsame Pflege. Am folgenden Morgen aber — es war ein herrlicher Sommertag — als die Glocken läuteten und auch wir einen Gang durch das festlich herausgeputzte Städtchen machten, da geschah es mit einem Gefühle der Befriedigung, daß wir zurückdachten an unsere Märsche.

Der Schweizer Geschichtsfreund wird immer mit Bewunderung des Russenzuges unter Suworow gedenken. Er zeigt, bis zu welch erstaunlichem Grade ein Heer fähig ist, Entbehrungen zu ertragen, er zeigt, daß einem vergötterten Führer mit seiner Truppe auch Unglaubliches möglich wird.

Uns Schweizern genügt es zur Genugung, daß auch unsere Soldaten, nennigleich in Friedenszeit und unter günstigeren Bedingungen, schon Märsche ausführten, die einen Vergleich mit denen des Suworow'schen Heeres wohl aushalten. Im Jahr 1885 ging ein Glarner Bataillon über den Panixerpaß, am 6. September 1894 überschritt die 15. Brigade mit zwei Gebirgsbatterien den Kinzigpaß, vor einigen Jahren passierte eine Gebirgsbatterie den wilden Sanetschpaß zwischen Bern und Wallis, und an diese Leistungen reihen sich würdig die Gebirgsmärsche unserer Gotthard-Division und der von St. Maurice.



Groß- und Kleinlaufenburg.

